

Reviewer oder Reporter: eine neue Rolle des Wissenschaftsjournalismus in der wissenschaftlichen Qualitätssicherung?

Wormer, Holger

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Wormer, H. (2008). Reviewer oder Reporter: eine neue Rolle des Wissenschaftsjournalismus in der wissenschaftlichen Qualitätssicherung? In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 5431-5445). Frankfurt am Main: Campus Verl.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-154029>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Reviewer oder Reporter – eine neue Rolle des Wissenschaftsjournalismus in der wissenschaftlichen Qualitätssicherung?*

Holger Wormer

1. Einleitung: Geschmeichelte Journalisten

Selten ist das Ansehen von Berichterstatlern und dem Gegenstand ihrer Berichterstattung so unterschiedlich wie dort, wo Wissenschaft und Journalismus aufeinander treffen: »Journalist« gehört nur für 10 Prozent der deutschen Bevölkerung zu jenen Berufen, die sie am meisten schätzen; Hochschulprofessoren kommen auf 36 Prozent, Ärzte sogar auf 71 Prozent (Allensbacher Archiv 2005). Umso mehr fühlt sich die journalistische Zunft geschmeichelt, wenn ein anerkannter Professor der Soziologie die Arbeit von Journalisten lobt, ja diesen sogar eine Funktion zuerkennt, die sich die meisten Professoren gerne selbst vorbehalten: »Wir werden uns an Betrugsfälle in der Wissenschaft gewöhnen müssen. Und auch daran, dass wir von ihnen durch die Medien erfahren. Sie haben die Funktion der öffentlichen Kontrolle betrügerischen Verhaltens in der Wissenschaft schon längst übernommen« (Weingart 2003).

Die Frage nach einer solchen »öffentlichen Kontrolle« – geäußert unter dem Eindruck der beiden bemerkenswertesten Fälschungsfälle in der deutschen Wissenschaft, dem Fall der Krebsforscher Herrmann/Mertelsmann/Brach (vgl. z.B. Rapp 2000; Finetti 1999) sowie des Physikers Jan-Hendrik Schön (vgl. z.B. von Rauchhaupt 2002; Beasley 2002) – hat durch einige kleinere Fälle, vor allem aber durch den koreanischen Klonforscher Hwang (vgl. z.B. Bogner 2006; Schwägerl 2006) erneut an Aktualität gewonnen. Im folgenden Beitrag soll – nicht aus streng soziologischer Sicht, sondern aus Sicht der Journalistik und einer wissenschaftsjournalistischen Praxis – diskutiert werden, inwieweit eine Funktion von Kritik und Kontrolle des Wissenschaftsbetriebes durch Journalisten im genannten Sinne Anerkennung findet, inwieweit insbesondere Wissenschaftsjournalisten diesem Anspruch in der redaktionellen Realität gerecht werden können und was getan werden kann, um den Wissenschaftsjournalismus als Teil der wissenschaftlichen Qualitätssicherung zu stärken.

* Ich danke Jens Radü und Sebastian Sattler für das Gegenlesen dieser Arbeit.

2. Kritik, Kontrolle und die Stufen wissenschaftsjournalistischer Evidenz als Beitrag zur wissenschaftlichen Qualitätssicherung

Die klassische Aufgabenzuweisung an Wissenschaftsjournalisten als bloße Dolmetscher (z.B. Hömberg 1980), Vermittler oder gar Akzeptanzbeschaffer für Wissenschaft ist in den 90er Jahren vermehrt auf Kritik in der journalistischen Praxis gestoßen. Bis heute ist eine Emanzipation von Wissenschaftsjournalisten zu beobachten, die sich in den Redaktionen mittlerweile weitgehend akzeptiert fühlen (Wormer 2006c: 11). In der theoretischen kommunikationswissenschaftlichen Forschung liefert Kohring (1997) erstmals in Deutschland eine umfangreiche Kritik der zugewiesenen Popularisierungsfunktion des Wissenschaftsjournalismus. Besonders kritisiert wird die Neigung der Wissenschaft, dem Journalismus – etwa in puncto Auswahlkriterien und Genauigkeit – die Gesetze der Wissenschaft vorzuschreiben. Nur relativ selten werde eine Kritik- und Kontrollfunktion des Wissenschaftsjournalismus angesprochen (ebd.: 81). Auch kritisiert Kohring (ebd.: 171) die Neigung der kommunikationswissenschaftlichen Forschung, bei der Analyse der Wissenschaftsberichterstattung die »accuracy« (gemessen an den Kriterien der Wissenschaft) in den Vordergrund zu stellen.

Entwickelt man die Frage nach Kritik und Kontrolle als Aufgabe des klassischen Wissenschaftsjournalismus¹ mit Blick auf die redaktionelle Praxis weiter, so stellen sich unter anderem zwei Fragen:

1. Inwieweit kann und muss der (Wissenschafts-)journalismus eine zusätzliche Kontrollfunktion in jenen Fällen übernehmen, in denen der Journalist zumindest hoffen kann, dass eine Nachricht aus der Wissenschaft glaubwürdig ist und beispielsweise die Qualitätskontrollmechanismen (peer review etc.) der Wissenschaft angemessen funktioniert haben?
2. Inwieweit kann und muss der Wissenschaftsjournalismus eine Kontrollfunktion in jenen Fällen wahrnehmen, in denen Grund zur Annahme besteht, dass die Qualitäts- oder Selbstkontrollmechanismen der Wissenschaft nicht angemessen funktionieren – etwa im Falle eines Verdachts auf wissenschaftliches Fehlverhalten und einer nicht angemessenen Reaktion der Wissenschaft darauf?

¹ Aus Platzgründen beschränken sich die Ausführungen auf die klassische Berichterstattung über neue Erkenntnisse aus der Wissenschaft. Formen wie die eines Erklär- oder Wissensjournalismus, in der die Wissenschaft zur Erklärung von Alltagsphänomenen oder Hintergründen aktueller Nachrichtenereignisse (Tsunami o.ä.) herangezogen wird, bleiben zunächst unberücksichtigt – wenngleich diese an Bedeutung gewinnen (Wormer 2006c: 20).

2.1. Evidenz-basierter Wissenschaftsjournalismus im Normalbetrieb

Zur ersten Frage wurde schon an anderer Stelle ein »Zwei-Stufen-Modell wissenschaftsjournalistischer Evidenz« (Wormer 2006b) als Orientierungshilfe der Redaktionen vorgeschlagen, in dem mit Hilfe von Checklisten (z.B. Moynihan 2000) schnell und auch von nicht-spezialisierten Journalisten eine erste Stufe wissenschaftsjournalistischer Evidenz erreicht werden kann. Hierzu gehören insbesondere formale Fragen wie »Ist ein Forschungsergebnis in einer anerkannten Fachzeitschrift veröffentlicht? Wer hat die Forschung finanziert?« etc.. Solche Plausibilitätsüberlegungen setzen kaum Detailkenntnis über ein spezielles Fachgebiet, sondern eher Kenntnisse über die Grundprinzipien und Strukturen der Wissenschaft im Allgemeinen voraus und bieten dennoch eine recht hohe Sicherheit, um wissenschaftliche Scharlatane und allzu simple PR-Kampagnen zu identifizieren.

Für das Erreichen einer zweiten Evidenz-Stufe erscheint es hingegen notwendig, hinter den wissenschaftlichen Review-Prozess eines Fachzeitschriftenartikels vor der Berichterstattung in den Massenmedien einen wissenschaftsjournalistischen Review-Prozess zu schalten. Dieser Prozess kann meist nicht vom Journalisten allein geleistet werden. Vielmehr muss er auf der Basis seiner eigenen (in der Regel ebenfalls auf einem wissenschaftlichen Studium aufbauenden) Fachkompetenz nach dem Vorbild eines Fachzeitschriften-Editors wiederum wissenschaftliche Experten seines Vertrauens zu einem zusätzlichen Review heranziehen. Ein vorbildliches Beispiel für einen solchen wissenschaftsjournalistischen Review-Prozess in der Praxis liefert Stollorz (2006)².

In der Praxis kleiner Redaktionen unter hohem Zeitdruck stellt sich indes die Frage, inwieweit ein solches Recherche-Review geleistet werden kann und ob eine angesehene Fachzeitschrift mit strengem Review-Prozess nicht als ausreichend sichere Quelle für eine Berichterstattung angesehen werden muss – jedenfalls im Vergleich zu sonst (etwa im Politikjournalismus) üblichen Quellen wie Politikerstatements. Andererseits wird die Zuverlässigkeit anerkannter Fachzeitschriften als Quelle insbesondere nach Fällen wissenschaftlichen Fehlverhaltens in Frage gestellt: »Reporters Find Science Journals Harder to Trust, but Not Easy to Verify«, titelte etwa die *New York Times* unter dem Eindruck der Fälschungen des Koreaners Hwang (Bosman 2006).

Keinesfalls aber sollte die (berechtigte) Kritik Kohrings und anderer an der Neigung der Wissenschaft, den Medien ihre Auswahlkriterien vorzuschreiben, so inter-

2 In diesem Fall ist der Wissenschaftsjournalist Volker Stollorz auf der Basis eigener Fachkompetenz auf einen offensichtlichen Fehler in einer *Nature*-Veröffentlichung gestoßen (Klimanskaya 2006a). Die wissenschaftliche Community wurde auf diesen Fehler erst durch den Hinweis des Journalisten aufmerksam. Die Fachpublikation wurde später mit einem Addendum/Corrigendum versehen (Klimanskaya 2006b: 512).

pretiert werden, dass Qualitätskriterien und Auswahlmechanismen der Wissenschaft (Originalität, Validität, Reliabilität, Review, hochrangige Publikation etc.) nicht auch Journalisten wertvolle Orientierungspunkte zur Bewertung eines Forschungsergebnisses geben können.

2.2. Investigativer Wissenschaftsjournalismus in konkreten Verdachtsfällen

Auch (oder gerade) in jenen Fällen, in denen bereits konkrete Hinweise auf das Versagen wissenschaftlicher Qualitäts- und Selbstkontrollmechanismen vorliegen, stellt sich die Frage nach einem investigativen, aufdeckenden Journalismus als Korrektiv. Diese wird im Folgenden aus Sicht der Journalistik sowie aus Sicht von Wissenschaftlern diskutiert, die mit Fragen wissenschaftlicher Qualitätssicherung besonders befasst sind. Einen allgemeinen Überblick über den investigativen Journalismus liefert Cario (2006).

2.2.1. *Das Vorbild des politischen Journalismus*

Die Freiheit der Presse und die Freiheit der Wissenschaft genießen im Grundgesetz einen fast gleichrangigen Schutz (Artikel 5 Absatz 1 und Absatz 3 GG). Mehr noch: Das Bundesverfassungsgericht hat die Kontrollfunktion der Medien als vierte Säule des Staates (Rousseau) im Spiegel-Urteil bekräftigt (BverfGE 1966). Gegenüber Politik und Staat wird dem Journalismus eine klare Kontrollfunktion zugewiesen.

Wer aber kontrolliert wiederum die Medien und wer die Wissenschaft, deren Unabhängigkeit im Grundgesetz so herausgestellt wird? In beiden Bereichen existiert hierzu der Begriff der Selbstkontrolle – die Medien kontrollieren sich dieser Idealvorstellung zufolge gegenseitig, ebenso kontrolliert sich die Wissenschaft intern selbst. Genau hierin liegt aber ein entscheidender Unterschied: Während die gegenseitige Kontrolle der Medien untereinander naturgemäß öffentlich (und somit im Prinzip für alle Bürger transparent) erfolgt, ist die Selbstkontrolle der Wissenschaft für die Öffentlichkeit eher intransparent – zum einen aufgrund der hohen Komplexität der Forschung, zum anderen aber auch durch die geltenden Regeln innerhalb der Wissenschaft (etwa einer Vertraulichkeit bei vielen Begutachtungen oder Ombudsverfahren). Warum also sollten die Medien nicht auch hier – analog zu ihrem Auftrag in der Politik – eine zusätzliche Kontrollfunktion der Wissenschaft übernehmen? Oder sind die Selbstkontrollmechanismen der Wissenschaft im

Unterschied zu den internen Kontrollmechanismen der Politik so wirksam, dass eine externe Kontrolle durch den Journalismus überflüssig erscheint?³

2.2.2. *Sonderfall Wissenschaft?*

Wenngleich Studien zur Häufigkeit von Fehlverhalten (z.B. Martinson et al. 2005) ebenso ernüchternd sind wie kritische Analysen des Peer Review-Prozesses (z.B. Fröhlich 2006), erweist sich die Idee einer Kontrolle der Wissenschaft durch den Journalismus in persönlichen Gesprächen für viele Wissenschaftler als befremdliche Vorstellung. Zum einen wird angezweifelt, dass Journalisten überhaupt in der Lage sein könnten, wissenschaftliche Ergebnisse angemessen zu bewerten. Zum anderen wird reklamiert, dass die Kritik wissenschaftlicher Resultate a priori allein Aufgabe der Wissenschaft sei. Auch wird betont, dass der gute Ruf eines Wissenschaftlers ein besonders hohes Gut sei und nicht durch die Medien beschädigt werden dürfe.

Andererseits aber mehren sich zumindest unter jenen Wissenschaftlern, die sich in besonderem Maße mit Fragen wissenschaftlicher Qualität befassen, Zweifel, »ob die Sicherung guter Praxis in der Wissenschaft tatsächlich wissenschaftsimmanent, allein durch Selbstkontrolle möglich ist« (Großmann 2004: 57). Diese Zweifel rühren zum einen aus Erfahrungen mit der schwierigen Aufklärung und Sanktion selbst gravierender Fälle von Fehlverhalten, zum anderen aber auch aus den sich ändernden Rahmenbedingungen der Forschung – unter denen wachsender Konkurrenzdruck und wirtschaftliche Interessen dazu führen könnten, dass die Zahl der Wissenschaftler, die mit unerlaubten »Abkürzungen« zum Forschungsziel und zu Fördermitteln gelangen wollen, in Zukunft noch steigen (Grunwald 2005). Und welchem Präsidium einer Universität sollte es in Zeiten von so genannten Hochschulfreiheitsgesetzen und zunehmend den Grundsätzen der Ökonomie verpflichteten Hochschulen daran gelegen sein, Fälle von wissenschaftlichem Fehlverhalten an ihren Einrichtungen konsequent aufzuklären und transparent zu machen? Zu groß sind oft die Befürchtungen, dem Ruf des Unternehmens Uni zu schaden (vgl. Wormer 2006a) – was umgekehrt allerdings nicht zwangsläufig zu einer konsequenten Vorsorge zur Vermeidung solcher Fälle führt.⁴

Aber selbst jene Wissenschaftler, die sich einer Aufklärung und Selbstkontrolle ehrlich verpflichtet fühlen, stoßen schnell an Grenzen. Häufig werden hierfür

3 In einer Diplomarbeit am Dortmunder Lehrstuhl Wissenschaftsjournalismus wurde auf der Basis dieser Fragestellung der Versuch eines Vergleichs der jeweiligen Selbstkontrollmechanismen in der Politik und in der Wissenschaft unternommen (Radü 2006: 19–85).

4 Aus Platzgründen beschränkt sich dieser Beitrag auf Aspekte des wissenschaftlichen Fehlverhaltens im engeren Sinne. Vor dem Hintergrund wachsender wirtschaftlicher Einflüsse auf die Forschung oder für die Industrieforschung selbst müssten auch Aspekte aus dem Bereich der Wirtschaft und der Wirtschaftsberichterstattung betrachtet werden.

juristische Gründe genannt, da die in Artikel 5 Grundgesetz garantierte Forschungsfreiheit umgekehrt auch die Aufklärung von Fehlverhalten erschwert: »Die Anzeichen sind unübersehbar, dass die innerwissenschaftliche Kontrolle guter wissenschaftlicher Praxis ihre Wirksamkeit wegen der rechtlichen Gegebenheiten nicht entfalten kann« (Großmann 2004: 57). Im Vergleich der Aufklärungsmöglichkeiten von innerwissenschaftlichen Kommissionen und von Journalisten weist Schulze-Fielitz (2004) beispielsweise darauf hin, dass für Informanten die Presseöffentlichkeit wegen ihres weit reichenden Zeugnisverweigerungsrechtes »sicherer« sei. Innerwissenschaftliche Kommissionen oder Ombudsleute besitzen ein Zeugnisverweigerungsrecht nicht oder nur auf der Basis besonderer Vereinbarungen. Auch was öffentliche Kritik betrifft, scheinen die Medien juristisch im Vorteil zu sein (z.B. Schneider 2003):

»Nach informierter Expertenmeinung darf der Präsident der DFG die Vorwürfe der Universität gegen ihren ehemaligen Doktoranden (...) nicht so erwähnen, dass anwesendes Publikum erraten könnte, um wen es geht, wenn er zugleich erkennen lässt, dass er die stärkeren Argumente bei der Universität sieht. (...) Dagegen darf (...) die auflagenstarke Tageszeitung die Vorwürfe gegen den Professor öffentlich machen und sich zu ihrer Berechtigung klar äußern, ehe die unabhängige Prüfung, ob etwas daran sei, überhaupt richtig begonnen hat.«

Zumindest in juristischer Hinsicht sind Journalisten also nicht immer die »schlechteren Aufklärer als eine gut arbeitende Untersuchungskommission«, wie es Schnabel (2004) postuliert hat. Die von Schneider angesprochene Frage, zu welchem Zeitpunkt Journalisten in die Aufklärung wissenschaftlichen Fehlverhaltens eingreifen dürfen, lässt indes Spielraum für Interpretationen: Sollen Journalisten dies erst tun, wenn die Aufklärung von Fehlverhalten innerhalb der Wissenschaft offensichtlich versagt hat? Oder sollen Journalisten bereits im Verdachtsfall, parallel zur Arbeit einer Untersuchungskommission, aktiv werden und gegebenenfalls auch interne Unterlagen an die Öffentlichkeit bringen (ein Vorgehen, das bei laufenden staatsanwaltlichen Ermittlungsverfahren in der Regel nicht zulässig wäre)? Neidhardt (2006: 11) formuliert die Bedingungen so:

»Außenkontrollen und darunter auch die Korrekturfunktionen von Öffentlichkeit lassen sich nur in dem Maße begrenzen, in dem die Selbstkontrollmechanismen der Wissenschaft zuverlässig funktionieren. Wo diese versagen – zum Beispiel in skandalisierbaren Fällen von Betrug in der Wissenschaft –, gehen Kontrollfunktionen mit Recht zusätzlich auf externe Instanzen über, zu denen auch Massenmedien und öffentliche Meinung gehören.«

Weingart (2004: 49) sieht die Medien eher generell »als Verbündete in der Stärkung des wissenschaftlichen Ethos«, zumal da in der Mediengesellschaft »die nachhaltigste Strafe für Fehlverhalten eine schlechte Presse« sei. Großmann (2004: 58) fordert das Bekenntnis »zur wichtigen Rolle der Medienöffentlichkeit« ein – allerdings »unter sorgfältiger Beachtung des Vertraulichkeitsgebots während des Verfahrens«.

Trotz dieser Einschränkung betont er: »Es gibt eben auch gute journalistische Praxis. Diese erweist sich als hilfreicher Beitrag zur Stärkung guter wissenschaftlicher Praxis« (ebd.).

3. Die Rahmenbedingungen für einen kritischen und investigativen Wissenschaftsjournalismus in der Praxis

Während unter Punkt 2 eher normative Fragen und die Akzeptanz einer Kritik- und Kontrollfunktion des (Wissenschafts-)Journalismus diskutiert wurden, stellt sich auf der Ebene der redaktionellen Realitäten in den Medien die Frage, inwieweit diese in der Lage sind, eine solche externe Kontrolle der Wissenschaft wahrzunehmen. Dabei soll hier als Maßstab dienen, inwieweit sich die Form eines kritischen Wissenschaftsjournalismus mit Enthüllungsscharakter *im relativen Vergleich* zum gängigen Wissenschaftsjournalismus entfalten kann. Analysiert man die Rahmenbedingungen einer Berichterstattung über wissenschaftliches Fehlverhalten im Vergleich zu den Rahmenbedingungen für die gängige Wissenschaftsberichterstattung über Forschungsergebnisse, so sind unter anderem folgende Punkte zu berücksichtigen:

1. Mögliche Unterschiede im Gegenstand der Berichterstattung sowie in dessen Recherche- und Darstellungsmöglichkeiten.
2. Persönliche Motivationsmuster des Journalisten für die jeweilige Art der Recherche und Berichterstattung im Sozialsystem einer Redaktion.
3. Der Markt für die jeweilige Art der Berichterstattung.

3.1. Besondere Anforderungen von Artikeln über Forschungsfälschungen

Folgt man den Kriterien der Nachrichtenwerttheorie (Galtung/Ruge 1965), so kann ein Fälschungsskandal in der Forschung durchaus die Voraussetzungen für ein gutes journalistisches Thema erfüllen – jedenfalls dürfte er dies nicht weniger tun als etwa ein Aufsatz in einer Fachzeitschrift, in dem Forscher über die Entdeckung einer neuen Tierart in Afrika berichten.⁵ Immerhin erfüllt ein Forschungsskandal oft Nachrichtenwertfaktoren wie »Konflikt«, »Dramatik« und »Folgenschwere«, mit-

5 Allerdings weist Weingart (2004: 45) zu Recht darauf hin, dass zumindest das – nach seiner Beobachtung – gestiegene Interesse der Medien an diesen Fällen nicht allein mit der typischen Orientierung an Nachrichtenwerten erklärt werden könne. Er sieht vielmehr eine »allgemeine Demokratisierung als Ursache, die schließlich auch die Wissenschaft erreicht hat«.

unter auch von »Prominenz« oder gar von »Kuriosität«. In der Praxis ist der Journalist, der Forschungsskandale recherchieren und darstellen möchte, jedoch mit zahlreichen Problemen konfrontiert. Zunächst stellt sich die Frage, wie er überhaupt auf solche Fälle aufmerksam wird. In der Vergangenheit waren es meist Hinweise aus der Wissenschaft selbst, die die Aufmerksamkeit von Journalisten auf einen solchen Fall lenkten. Allerdings herrscht in der Wissenschaft generell eine größere Scheu, den Kontakt mit den Medien zu suchen, als in der Politik, wo dies zum Tagesgeschäft gehört (vgl. z.B. Radü 2006: 92–95). Dies dürfte für heikle Informationen kaum anders sein.⁶

Doch selbst wenn in der Redaktion ein konkreter Verdachtsfall vorliegt, bleiben wesentliche Hindernisse für die konkrete Darstellung zu überwinden: Ist der Journalist sonst beispielsweise dazu angehalten, eine genaue Beschreibung des Methodenteils einer naturwissenschaftlichen Veröffentlichung zu vermeiden und eher die Ergebnisse und deren Relevanz für den Rezipienten darzustellen, so wird dies nun oft unvermeidbar: Um eine Manipulation im Labor zu beschreiben, kommt der Journalist meist nicht umhin, weitaus detaillierter zu beschreiben, worin die konkrete Arbeit im Labor überhaupt bestand (vgl. z.B. Wormer 2003a).

Aber auch bei einer gelungenen Beschreibung bleibt es für viele Rezipienten, die mit den Usancen der Forschung kaum vertraut sind, schwer nachzuvollziehen, worin denn das Vergehen eines Forschers besteht, »was denn daran nun so schlimm« sein soll. Lediglich besonders krasse Fälle wie das Erfinden von Patienten für eine Studie oder finanzielle Vergehen im Umfeld der Forschung, die nicht spezifisch für die Wissenschaft, sondern auch im Erfahrungshorizont des Normalbürgers als Fehlverhalten bekannt sind, bedürfen keiner großen Erläuterung.

Die bei der Berichterstattung über wissenschaftliches Fehlverhalten aus den genannten Gründen oft notwendige Detailtiefe in Recherche und Darstellung wissenschaftlicher Methoden wirkt sich aus journalistischer Sicht gleich mehrfach negativ aus: Die Verständlichkeit, Spannung und somit die Chance einer vollständigen Rezeption des journalistischen Produkts nimmt mit der zunehmenden Detailtiefe tendenziell ab, die juristische Angreifbarkeit mit der Detailtiefe hingegen tendenziell zu, ebenso wie der gesamte Recherche- und Zeitaufwand. Schematisch lassen sich für den Wissenschaftsjournalisten im Vergleich zu seiner gewöhnlichen Berichterstattung also folgende Unterschiede zusammenfassen:

⁶ Die Rolle der »whistleblower« bei der Aufklärung ist sowohl für die Wissenschaft selbst als auch für die Medien zentral, sind doch insbesondere nur wenige Journalisten in der Lage, ohne initialen Hinweis selbst auf einen Fälschungsverdacht aufmerksam zu werden. Juristische Unterschiede im Schutz solcher Informanten in den Medien und in der Wissenschaft wurden unter 2.2.2. angedeutet.

- Rechercheaufwand/Zeitaufwand – *nimmt zu*
- notwendige Detailtiefe und Präzision in der Darstellung – *nimmt zu*
- Verständlichkeit, Spannung, Chance der Rezeption – *nimmt ab*
- juristische Angreifbarkeit – *nimmt zu*

3.2. Einstellung von Journalisten zum investigativen Wissenschaftsjournalismus und mögliche Motivationsmuster

Mit Recht lässt sich demnach feststellen, dass im Bereich des investigativen Wissenschaftsjournalismus eine besondere Herausforderung darstellt – was nicht ohne Konsequenzen für die praktische Umsetzung bleibt. So räumt beispielsweise Albrecht (2006: 50) ein: »In diesem Feld liegt der wohl höchste Anspruch, deswegen wird er in der Praxis auch seltener erfüllt.« Jedenfalls bedarf es schon einer entsprechenden Motivation und entsprechender Arbeitsbedingungen. Aufschluss über die generellen Arbeitsbedingungen und das Selbstverständnis von Journalisten in Deutschland geben Weischenberg, Malik und Scholl (2006). Kritik an Missständen zu üben, gehört demnach für 58 Prozent der Journalisten zum Rollenselbstverständnis, wobei die Autoren gegenüber einer früheren Untersuchung einen signifikanten Wandel konstatieren, »der die gesellschaftlich aktive Rolle von Journalisten zunehmend in den Hintergrund rückt«. Auch die Möglichkeit, dieses Rollenselbstverständnis umzusetzen, gelingt »offenbar in wesentlich geringerem Maß als früher« (ebd.: 106ff.). Nun lassen sich diese Durchschnittswerte zwar nicht unmittelbar auf Wissenschaftsjournalisten übertragen (diese machen in der Studie zusammen mit den im Ressort Gesundheit/Medizin Befragten nur sechs Prozent aus). Andererseits spricht wenig dafür, dass sich bei ihnen ein grundsätzlich gesellschaftskritisches Rollenselbstverständnis zeigen sollte.

Radü (2006: 113) findet in einer kleinen qualitativen Befragung von Wissenschaftlern, Wissenschaftsjournalisten und investigativ arbeitenden Politikjournalisten Indizien dafür, dass »der investigative Ansatz im Wissenschaftsjournalismus weder ein verbreitetes Ziel« ist, noch es als Defizit wahrgenommen wird, »dass in der Berichterstattung bisher andere Prioritäten gesetzt werden, als »Wächterin über die gute wissenschaftliche Praxis« zu sein«. Als mögliche Erklärungsansätze werden »zum einen die Arbeitsbedingungen« diskutiert, die demnach in dünn besetzten Wissenschaftsressorts von »Ressourcenmangel« und »Zeitdruck« geprägt sind; zum anderen die »spezifischen Voraussetzungen des Wissenschaftsbetriebs«, in dem investigative Recherchen auf Grund ihrer Komplexität kaum ohne die Kooperation mit Wissenschaftlern möglich seien.

Insofern stellt sich auch für einen ambitionierten Wissenschaftsjournalisten die Frage, ob sich die aufwändige Recherche eines Fälschungsskandals in der Forschung lohnt – bei der (anders als den meisten anderen wissenschaftsjournalistischen Themen) noch dazu völlig offen ist, ob sie zum Erfolg führt.⁷ Folgt man hier ein Stück weit dem Theoriemodell der Ökonomik, das Fengler und Ruß-Mohl (2005) exemplarisch auf den Fall eines stark ins Alltagsgeschäft eingebundenen Journalisten anwenden, der gleichzeitig eine aufwändige Reportage über Korruption recherchieren möchte, so stehen im Grundsatz zwei Optionen offen, die begrenzten Ressourcen zu nutzen: »Option A: Er verzichtet auf die Recherche und erfüllt seine Pflichtaufgaben gut. Option B: Er wagt sich als Kür an die Reportage und vernachlässigt seine Hauptaufgaben« (ebd.).

Beobachtungen in der Praxis legen die These nahe, dass der soziale Belohnungsanreiz in der Redaktion⁸ (etwa durch das Lob einer Chefredaktion) für einen Wissenschaftsjournalisten, der einen Forschungsskandal aufdecken möchte, in einer solchen Situation womöglich geringer ist als für einen Politikjournalisten, der einen politischen Skandal aufdeckt: Chefredakteure sind in der Regel eher politisch sozialisiert und weniger an Wissenschaft im Detail interessiert (vgl. Wormer 2005: 20). Zudem kritisiert der Politikjournalist im Falle einer Skandalberichterstattung eine (stark in politische Lager aufgeteilte) Berufsgruppe, deren Wertschätzung in der Gesellschaft gering ist (vgl. Allensbacher Archiv 2005). Der Wissenschaftsjournalist hingegen kritisiert mit Hochschulprofessoren oder Ärzten eine Berufsgruppe, deren Wertschätzung in der Gesellschaft deutlich höher ist als die eigene. Entsprechend schwieriger ist es für den Wissenschaftsjournalisten seine Glaubwürdigkeit zu verteidigen, wenn er in einem Beitrag Mitgliedern dieser Berufsgruppe Fehlverhalten vorwirft.

3.3. Der Medienmarkt für investigativen Wissenschaftsjournalismus

Angesichts der Neugründung zahlreicher Wissensmagazine im Printbereich (*GEOkompakt*, *ZEITWissen*, *SZWissen*) sowie neuer Wissensformate im Fernsehen ist der gewachsene Markt für Wissenschaftsthemen unübersehbar. Auch innerhalb etablierter Medien belegen Copytests das Interesse der Rezipienten; bei der *ZEIT* etwa gehört das Ressort Wissen neben der Politik zu den meistgelesenen Ressorts des Blattes (Sentker 2006). Bei genauerer Betrachtung dominiert auf dem Markt jedoch zu-

7 Für festangestellte Redakteure geht es dabei eher um eine Belohnung im Sinne von mehr Ansehen, für Freie Journalisten stellt sich indes sogar die Frage, ob sie sich eine Recherche mit offenem Ausgang überhaupt finanziell leisten können.

8 Auch aus der Wissenschaft ist der zu erwartende Belohnungsanreiz für den Journalisten aus den unter 2.2.2. genannten Gründen äußerst begrenzt.

nehmend ein eher der Unterhaltung und dem Nutzwert verpflichteter Wissenschaftsjournalismus. Zwar gibt es sogar bei Privatsendern mit erfolgreichen Wissensformaten gelegentlich Überlegungen, »kritische und investigative Geschichten (...) wieder ins Format zu heben« (Albrecht, B. 2006). Andererseits aber achtet man gerade dort darauf, den Wunsch des Rezipienten nach guten und schönen Nachrichten zu erfüllen: »Wir vermeiden kritische Themen dann, wenn sie zu negativ sind – über Pharma-Skandale, Ärztepfusch oder Gifte in Nahrungsmitteln berichten wir seltener als früher. Ein Mensch, der gerade von der Arbeit kommt, möchte sich vielleicht nicht gleich wieder mit den Problemen der Welt herumschlagen« (ebd.). Seifert (2005) kommt in einer Analyse der Medienlandschaft nach den zahlreichen Neugründungen zu dem zusammenfassenden Schluss: »So sehr sich der Journalismus beim Umgang mit den Wissenschaften und ihren Ergebnissen in den letzten Jahren von einem simplen »Popularisierungs-Paradigma« befreit hat, so wenig hat er bisher publizistische Orte geschaffen, an denen Wissenschaft den Fragen einer kritischen Öffentlichkeit ausgesetzt wird«, – ein kritischer Wissenschaftsjournalismus werde »durch die derzeitigen Verhältnisse im Medienbetrieb kaum gefördert«. Auf dieser Basis spricht wenig dafür, dass das Marktinteresse an einem investigativen Wissenschaftsjournalismus in absehbarer Zeit zunehmen wird.

4. Zusammenfassung und Ausblick: Künftige Wege zu einem investigativen Wissenschaftsjournalismus

Die Frage, inwieweit eine »Funktion der öffentlichen Kontrolle betrügerischen Verhaltens in der Wissenschaft« tatsächlich in größerem Umfang von den Medien übernommen werden kann, ist im Jahr 2007 mit Skepsis zu betrachten. Zwar setzt sich – nicht zuletzt angesichts regelmäßig auftretender wie spektakulärer Fälle wissenschaftlichen Fehlverhaltens – auch innerhalb der Wissenschaft langsam die Erkenntnis durch, dass in der wissenschaftlichen Qualitätssicherung Handlungsbedarf besteht. Ebenso scheint die Skepsis – jedenfalls innerhalb der Qualitätsmedien – gegenüber der generellen Validität und Zuverlässigkeit von Forschungsergebnissen zuzunehmen. Andererseits sind die Rahmenbedingungen für eine effiziente öffentliche Kontrolle betrügerischen Verhaltens in der Wissenschaft seit dem Jahr 2003 eher ungünstiger geworden, wie die folgende Übersicht nochmals zusammenfasst:

- Die Bereitschaft der Wissenschaft, die Medien als weiteres Kontrollsystem zu akzeptieren, ist insgesamt immer noch sehr begrenzt.
- Das Interesse von Politik und Ökonomie an einer verstärkten Kontrolle der Wissenschaft durch die Medien erscheint ebenfalls begrenzt – nicht zuletzt

wegen ihrer engen Verflechtungen mit der Wissenschaft und eines eher steigenden Innovations- und Drittmitteldrucks.

- Die Personalsituation und das Rollenselbstverständnis von Wissenschaftsjournalisten sind in vielen Redaktionen eher ungünstig.
- Der Medienmarkt für Formen wie »investigativen Wissenschaftsjournalismus« ist – im Vergleich zu Staun-TV und Nutzwert-News – schwierig.

Unbestritten ist aus Sicht des Autors indes, dass der von Weingart formulierte Ansatz einer stärkeren öffentlichen Kontrolle im Sinne einer funktionierenden und von Wissenschaft durchdrungenen Demokratie wünschenswert wäre – ebenso, wie dies im politischen Journalismus als selbstverständlich gilt. Wie aber könnte sich der hohe Anspruch einer solchen Kontrollfunktion besser erfüllen lassen, ohne andererseits das hohe Gut einer Freiheit von Wissenschaft und Wissenschaftlern zu verletzen?

Die mehrfache Referenz auf den politischen Journalismus lässt die Hypothese zu, dass die Aufgabe einer auch investigativen Betrachtung des Systems Wissenschaft womöglich dort besser angesiedelt sein könnte als im – oft wissenschaftsnahen – klassischen Wissenschaftsjournalismus. Dies legen Prognosen wie die des politischen Journalisten und WDR-Chefredakteurs Jörg Schönenborn (2006) nahe: »Die wirklich relevanten Enthüllungsgeschichten der Zukunft werden in der Wirtschaft, in den Entwicklungslabors von Forschung und Industrie (...) liegen«. Andererseits gibt Leyendecker (2006) zu bedenken, »der gewöhnliche Journalist schreckt vor solchen Themen zurück, weil sie sperrig, ein bisschen kompliziert und auch heikel sind«. Im Wissenschaftsjournalismus wiederum sieht auch Leyendecker »sehr viele Leute, die nicht unbedingt diesen kämpferischen Ansatz haben, sondern die eher wissenschaftlich ausgerichtet sind« (ebd.).

Diese offensichtliche Qualifikationslücke zwischen Politikjournalisten und Wissenschaftsjournalisten zu schließen, könnte eine Strategie sein, um eine kritische Kontrolle der Wissenschaft durch Journalisten zu verbessern: Investigativ arbeitende Journalisten anderer Ressorts müssten mehr über Strukturen, Methoden und Denkweisen der Wissenschaft lernen; Wissenschaftsjournalisten wiederum müssten stärker in einer systematischen Recherche geschult werden. Solche Maßnahmen beseitigen nicht die dargestellten hohen Anforderungen an einen kritischen oder gar investigativen Wissenschaftsjournalismus, sie erhöhen jedoch die Chancen ihrer Bewältigung. Eine bessere Zusammenarbeit von Vertretern guter wissenschaftlicher Praxis und guter journalistischer Praxis, wie schon an anderer Stelle gefordert (Wormer 2005: 25), wäre dabei nicht nur ein Weg zu der von Weingart beschriebenen »öffentlichen Kontrolle betrügerischen Verhaltens«, sondern auch einer besseren Qualitätssicherung in der Wissenschaft insgesamt.

Literatur

- Albrecht, Bernhard (2006), »Happy Hour des Wissens – Zutaten zum Galileo-Cocktail«, in: Holger Wormer (Hg.), *Die Wissensmacher – Profile und Arbeitsfelder von Wissenschaftsredaktionen in Deutschland*, Wiesbaden, S. 146.
- Albrecht, Jörg (2006), »Von Sonntagsforschern und anderen Lesern«, in: Holger Wormer (Hg.), *Die Wissensmacher – Profile und Arbeitsfelder von Wissenschaftsredaktionen in Deutschland*, Wiesbaden, S. 49–50.
- Allensbacher Archiv (Hg.) (2005), »Wertschätzung von Berufen in der Bevölkerung«, IfD-Umfrage 7071, zitiert nach: Siegfried Weischenberg/Maja Malik/Armin Scholl, *Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland*, Konstanz, S. 15.
- Beasley, Malcom R./Datta, Supriyo/Kogelnik, Herwig u.a. (2002), *Report of the investigation committee on the possibility of scientific misconduct in the work of Hendrik Schön and coauthors*, Murray Hill, 15.6.2007, <http://publish.aps.org/reports/lucentrep.pdf>.
- Bosman, Julie (2006), »Reporters Find Science Journals Harder to Trust, but Not Easy to Verify«, *New York Times*, 13. Februar, <http://www.nytimes.com/2006/02/13/business/media/13journal.html?ex=1182225600&en=22b248870c99ab63&ei=5070>.
- BverfGE (1966), »Spiegel-Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 5. 8. 1966«, in: *Amtliche Sammlung der Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts*, Bd. 20, S. 162ff.
- Bogner, Alexander/Menz, Wolfgang (2006), »Science Crime. The Korean cloning scandal and the role of ethics«, *Science and Public Policy*, Bd. 33, H. 8, S. 601–612.
- Cario, Ingmar (2006), *Die Deutschland-Ermittler. Investigativer Journalismus und die Methoden der Macher*, Berlin.
- Fengler, Susanne/Ruß-Mohl, Stephan (2005), *Der Journalist als »Homo oeconomicus«*, Konstanz, S. 41ff.
- Finetti, Marco/Himmelrath, Armin (1999), *Der Sündenfall. Betrug und Fälschung in der deutschen Wissenschaft*, Stuttgart, S. 33–61.
- Fröhlich, G. (2006), »Informed Peer Review – Ausgleich der Fehler und Verzerrungen?«, in: HRK (Hg.), *Von der Qualitätssicherung der Lehre zur Qualitätsentwicklung als Prinzip der Hochschulsteuerung*, Bonn, S. 193–204.
- Galtung, Johan/Ruge, Mari Holmboe (1965), »The structure of foreign news«, *Journal of Peace Research* 2, S. 64–91.
- Großmann, Siegfried (2004), »Schlusswort«, in: DFG (Hg.), *Wissenschaftliches Fehlverhalten – Erfahrungen von Ombudsgremien*, Weinheim, S. 55–59.
- Grunwald, Reinhard (2005), in: Radü, Jens (2006), »Wachhund im Elfenbeinturm. Investigativer Wissenschaftsjournalismus als mögliche Kontrollinstanz des Wissenschaftssystems«, *Diplomarbeit am Lehrstuhl Wissenschaftsjournalismus des Instituts für Journalistik*, Universität Dortmund, Anhang, S. 62.
- Hömberg, Walter (1980), »Glashaus oder Elfenbeinturm? Zur Entwicklung und zur Lage der Wissenschaftskommunikation«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B 28, S. 37ff.
- Klimanskaya, Irina/Chung, Young/Becker, Sandy u.a. (2006a), »Human embryonic stem cell lines derived from single blastomeres«, *Nature* doi:10.1038/nature05142.
- Klimanskaya, Irina/Chung, Young/Becker, Sandy u.a. (2006b), Addendum/Corrigendum zu »Human embryonic stem cell lines derived from single blastomeres«, *Nature*, Bd. 444, S. 512.

- Kohring, Matthias (1997), *Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus. Ein systemtheoretischer Entwurf*, Opladen.
- Leyendecker, Hans (2007), im Interview mit Radü, Jens, »Die Fälle sind schwieriger«, in: Holger Hettwer/Markus Lehmkuhl/Holger Wormer/Franco Zotta (Hg.), *WissensWelten. Wissenschaftsjournalismus in Theorie und Praxis*, Gütersloh (im Druck).
- Martinson, Brian/Anderson, Melissa/de Vries, Raymond (2005), »Scientists behaving badly«, *Nature*, Bd. 435, S. 737–738.
- Moynihan, Ray (2000), »Tipsheet for reporting on drugs, devices and medical technologies«, abrufbar unter www.cmf.org; vgl. auch: »Coverage by the News Media of the Benefits and Risks of Medications«, *New England Journal of Medicine*, Juni 2000, Bd. 342, H. 22, S. 1645–50.
- Neidhardt, Friedhelm (2006), »Fehlerquellen und Fehlerkontrollen in den Begutachtungssystemen der Wissenschaft«, in: Stefan Hornbostel/Dagmar Simon, »Wie viel (In-)Transparenz ist notwendig? Peer review revisited«, *ifQ-Working paper*, No.1, Bonn, S. 11.
- Radü, Jens (2006), »Wachhund im Elfenbeinturm. Investigativer Wissenschaftsjournalismus als mögliche Kontrollinstanz des Wissenschaftssystems«, *Diplomarbeit am Lehrstuhl Wissenschaftsjournalismus des Instituts für Journalistik*, Universität Dortmund.
- Rapp, Ulf u.a. (2000), *Abschlussbericht der Task Force F.H.*, vorgelegt am 6. Juni 2000.
- Schnabel, Ulrich (2004), »Wachhund oder Störenfried – Zur Rolle der Presse im Umgang mit wissenschaftlichem Fehlverhalten«, in: DFG (Hg.), *Wissenschaftliches Fehlverhalten – Erfahrungen von Ombudsgremien*, Weinheim, S. 54.
- Schneider, Christoph (2003): »Der Scharlatan auf dem Rechtsweg – und was vielleicht zu seiner Umlenkung getan werden könnte«, *Vortrag beim XL. Symposium der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte: »Blender, Täuscher, Scharlatane: Betrug in den Wissenschaften«*, Heidelberg.
- Schönenborn, Jörg (2006), in: Cario, Ingmar, *Die Deutschland-Ermittler. Investigativer Journalismus und die Methoden der Macher*, Berlin, Vorwort (ohne Seitenzahl).
- Schultze-Fielitz, Helmuth (2004), »Rechtliche Rahmenbedingungen von Ombuds- und Untersuchungsverfahren zur Aufklärung wissenschaftlichen Fehlverhaltens«, in: DFG (Hg.), *Wissenschaftliches Fehlverhalten – Erfahrungen von Ombudsgremien*, Weinheim, S. 33–34.
- Schwägerl, Christian (2006), »Auch Stichproben sind plötzlich nicht mehr tabu. Nach dem Fälschungsskandal: Diskussion über Wissenschaftsjournale und Begutachtungen«, *FAZ*, Nr. 15, 18. Januar, S. N1.
- Seifert, Heribert (2005), »Wissen kann kaum schaden. Mediale Konjunktur der Naturwissenschaft«, *Neue Zürcher Zeitung*, 28. Januar, S. 61.
- Sentker, Andreas (2006), »Zu wenig Zeit für die Die ZEIT?«, in: Wormer, Holger (Hg.), *Die Wissensmacher – Profile und Arbeitsfelder von Wissenschaftsredaktionen in Deutschland*, Wiesbaden, S. 63.
- Stollorz, Volker (2006), »Sie wollen doch nur kuscheln«, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* Nr. 34, 27. August, S. 57.
- von Rauchhaupt, Ulf (2002), »Auf der Nano-Welle in den Untergang. Der deutsche Physiker Jan-Hendrik Schön hat jahrelang systematisch gefälscht. Wieso flog der Skandal erst so spät auf?«, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, Nr. 39, 29. September, S. 59.
- Weingart, Peter (2003), »Der alltägliche Betrug«, Interview in: *Die ZEIT*, Nr. 21, 15. Mai, S. 39.
- Weingart, Peter (2004), »Öffentlichkeit der Wissenschaft – Betrug in der Wissenschaft«, in: DFG (Hg.), *Wissenschaftliches Fehlverhalten – Erfahrungen von Ombudsgremien*, Weinheim, S. 41–49.

- Weischenberg, Siegfried/Maja Malik/Armin Scholl (2006), *Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland*, Konstanz, S. 106ff.
- Wormer, Holger (2003a), Studien mit seltsamem Geruch. Die DFG untersucht Manipulationsvorwürfe zu Arbeiten aus den Labors eines Stuttgarter Leibniz-Preisträgers«, *Süddeutsche Zeitung*, 22. April, S. 20.
- Wormer, Holger (2003b), »Die verlorene Ehre der Professor Blum? – Wie recherchiert der Journalist, wenn im Elfenbeinturm ein Fälschungsverdacht keimt?«, *wpk-Quarterly, Magazin der Wissenschaftspressekonferenz*, Nr. IV, S. 2–4.
- Wormer, Holger (2005), Was Wissenschaftsjournalismus leisten sollte«, *epd-Medien*, Nr. 96, 7. Dezember, S. 16–25.
- Wormer, Holger (2006a) »Mitgeschrieben, mitgefangen? – Erfahrungen und Fortschritte im Umgang mit »Phantom-Autoren« in Naturwissenschaft und Medizin in Deutschland«, *Information Wissenschaft & Praxis*, Bd. 57, H. 2, S. 99–102.
- Wormer, Holger (2006b), »Selling science in a soap selling style?«, *Journal of Science Communication*, Bd. 5, H. 3, S. 1–2.
- Wormer, Holger (Hg.) (2006c), *Die Wissensmacher – Profile und Arbeitsfelder von Wissenschaftsredaktionen in Deutschland*, Wiesbaden.